NEU
ABER NICHT LIBERAL

Der Neoliberalismus ist verschrien. Darin sind sich so gut wie alle einig. Und das, obwohl der Begriff für alles Mögliche steht. Nur für eines nicht: wahre Freiheit. Eine Klärung.

TEXT: THOMAS VAŠEK; ILLUSTRATION: STÉPHANE KIEHL

»There is no alternative« – »Es gibt keine Alternative«. Das war einer der Sprüche, die Margaret Thatcher berühmt machten. Ihre Gegner beschimpfen sie dafür noch über ihren Tod hinaus. Die britische Premierministerin gebrauchte den Slogan, um ihre umstrittene Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik zu rechtfertigen. Gemeint war: Es gebe keine Alternative zu freiem Wettbewerb, zu Privatisierung und Globalisierung. Thatchers Politik verbinden heute viele mit den Grausamkeiten des modernen Kapitalismus, mit sozialer Ungerechtigkeit, mit Arbeitslosigkeit und dem Abbau des Wohlfahrtsstaats. In den Augen ihrer Freunde wie ihrer Feinde war Thatcher die Leitfigur der »neoliberalen« Revolution, die seit den 1980er-Jahren in rasendem Tempo Wirtschaft und Gesellschaft umkrempelte, soziale Absicherungen beseitigte und die Reichen noch reicher machte – das alles im Namen einer radikalen Marktideologie.

DER BEGRIFF NEOLIBERALISMUS steht heute für praktisch alles, was wir an unserem Wirtschafts- und Gesellschaftssystem böse finden. Man denkt an die Finanz- und Eurokrise, die Zockerei der Banker und aberwitzig hohe Managergehälter, an Profitgier und rücksichtslosen Egoismus. Neoliberalismus, das ist ein Kampfbegriff, den man je nach Bedarf verwenden kann. Man kann darin eine Ideologie sehen, ein Bündel politischer Maßnahmen, eine Verschwörung undurchsichtiger Eliten – oder gar eine Art Monster, wie Frank Schirrmacher in seinem Buch »Ego«. Man kann aber auch versuchen, den Begriff selbst aufzuhellen und zu rekonstruieren, welche Ideen und Vorstellungen eigentlich dahinterstecken.

Neoliberalismus ist ein schillernder, kaum fassbarer Begriff. Dahinter steht aber kein monolithisches System, sondern ein loses Ensemble teils widersprüchlicher Theorien, Positionen und Postulate. Die einen wollen etwa einen starken Staat, der den freien Wettbewerb organisiert, die anderen vertrauen auf Selbstregulierung. Die einen halten das Marktprinzip für ein ethisches Ideal. Andere wiederum versuchen lediglich, menschliches Handeln mit ökonomischen Modellen zu erklären.

Am ehesten einig sind sich die Neoliberalen vielleicht in einer Überzeugung: Eine freie Marktwirtschaft ist das beste Mittel zur Befriedigung unserer Bedürfnisse. Das historische Feindbild der Neoliberalen waren Kommunismus und Planwirtschaft in jeder Form, später auch die staatliche Nachfragesteuerung nach dem Modell von John Maynard Keynes (1883–1946). Gesamtwirtschaftliche Planung führe >

letztlich zu Unfreiheit und Totalitarismus, argumentierte der österreichische Ökonom und Philosoph Friedrich August von Hayek (1899–1992) in seiner 1944 erschienenen Kampfschrift »Der Weg in die Knechtschaft«. Hayek widmete sie den »Sozialisten in allen Parteien«. Der eigentliche Aufstieg des Neoliberalisms begann aber erst Ende der 1970er-Jahre, als das keynesianische Erfolgsmodell plötzlich gravierende Schwächen zeigte. Im Zuge der Ölkrise kam es in vielen westlichen Ländern zu massiver Inflation, zugleich führte die wirtschaftliche Stagnation zu hoher Arbeitslosigkeit. Das Modell der sozialen Marktwirtschaft galt als gescheitert, die neoliberale »Revolution« krempelte die westliche Wirtschaft um. Die OECD empfahl plötzlich Privatisierungen und Steuersenkungen. Im Jahr 1979 kam Margaret Thatcher an die Macht, eineinhalb Jahre später Ronald Reagan, der eine noch radikalere Politik verfolgte – und etwa die Liberalisierung der Finanzmärkte massiv vorantrieb.

UNTER DEN NEOLIBERALEN THEORETIKERN jedoch gab es von Beginn an verschiedene Strömungen mit höchst unterschiedlichen Auffassungen. Da waren die Sozialwissenschaftler der »Public Choice«-Richtung, die das ökonomische Nutzenkalkül auf die Politik übertrugen. Da waren die »Chicago Boys« rund um den Ökonomen Milton Friedman (1912–2006), dem Hauptgegenspieler des Keynesianismus, der jegliche staatliche Konjunktursteuerung ablehnte. Zwei Denkrichtungen bilden aber gleichsam die Pole der neoliberalen Bewegung: Die eine Sicht geht von einem starken Staat aus, dessen Aufgabe es ist, die Marktwirtschaft zu organisieren, also die Rahmenbedingungen für ihr reibungsloses Funktionieren zu schaffen, ohne allerdings in den Wettbewerb selbst einzugreifen. Zentrum des »Ordoliberalismus« war die »Freiburger Schule«, ein Kreis liberaler Gelehrter um den Ökonomen Walter Eucken (1891–1950), der sich in den 1930er-Jahren gebildet hatte. Nach ordoliberaler Auffassung solle der Staat über der Wirtschaft und allen partikularen Interessen stehen, um das Gemeinwohl durchzusetzen. Der Grundgedanke: Wer einen starken Staat will, muss liberale Wirtschaftspolitik wollen, so schrieb der Ökonom Alexander Rüstow (1885–1963) – und wer liberale Wirtschaftspolitik für richtig halte, müsse eben auch einen starken Staat wollen. Um den Einfluss von Parteien und Interessensgruppen zurückzudrängen, hielt man sogar eine befristete Diktatur für denkbar. Nach 1945 gewann der Ordoliberalismus großen Einfluss auf die deutsche Politik und mündete schließlich in die Leitidee der »sozialen Marktwirtschaft«.

Die andere Sicht begreift Marktwirtschaft als spontane Ordnung, als eine Art evolutionären Prozess der Selbstorganisation. Diese Sicht geht vor allem zurück auf Friedrich August von Hayek. Zwar hielt auch er bestimmte Rahmenbedingungen für nötig, um den freien Wettbewerb zu gewährleisten. Dazu gehörte aus seiner Sicht vor allem ein funktionierendes Rechtssystem. Aber für den österreichischen Ökonomen ist Wettbewerb nichts, was der Staat bewusst gestalten könnte. Eine solche Organisation würde nämlich voraussetzen, dass der Staat alle relevanten Informationen hat. Aber genau diese Informationen fördert eben erst der Wettbewerb selbst zutage.

»WIR WENDEN UNS NICHT AN DIE MENSCHENLIEBE, SONDERN AN DIE EIGENLIEBE.« Adam Smith

Auf den ersten Blick knüpfte Hayek damit an die Theorie des britischen Ökonomen und Moralphilosophen Adam Smith (1723–1790) an, der bis heute als einer der Urväter des Wirtschaftsliberalismus gilt. In seinem Werk »Der Wohlstand der Nationen« beschrieb Smith die Grundprinzipien einer freien Marktwirtschaft. Jeder Mensch braucht etwas vom anderen, das war für Smith die Grundlage von Arbeitsteilung und Wettbewerb. Wie Smith erkannte, wird das wirtschaftliche Handeln bestimmt vom Eigeninteresse: »Nicht vom Wohlwollen des Metzgers, Brauers und Bäckers erwarten wir das, was wir zum Essen brauchen, sondern davon, dass sie ihre eigenen Interessen wahrnehmen. Wir wenden uns nicht an ihre Menschen-, sondern ihre Eigenliebe, und wir erwähnen nicht die eigenen Bedürfnisse, sondern sprechen von ihrem Vorteil.«

DIE KERNIDEE VON SMITH war nun: Indem jeder sein Eigeninteresse verfolgt, trägt er mehr zum Wohl aller bei, als wenn er dieses bewusst fördern würde. Indem der Bäcker also seinem Gewinnstreben nachgeht, sorgt er dafür, dass andere ihr Bedürfnis nach Brötchen befriedigen können. Eine »unsichtbare Hand« lenkt die Akteure zu einem Ziel, das sie eigentlich gar nicht intentional anstreben. Das Individuum könne nämlich seine eigene Situation besser beurteilen als jeder Staatsmann oder Gesetzgeber. Neoliberale versuchten immer wieder, Smith als ihren Vordenker zu vereinnahmen. Allerdings lieferte er kein normatives Modell, keine Utopie

einer »optimalen« Wirtschaftsform, sondern lediglich eine historische Beschreibung der Wirtschaft des 18. Jahrhunderts. Der Moralphilosoph verherrlichte keineswegs den egoistischen Eigennutz. In seiner »Theorie der moralischen Gefühle« betonte er die »Sympathie«, nämlich die Fähigkeit, sich in die Perspektive des anderen zu versetzen. Diese moralphilosophische Komponente haben die Neoliberalen allerdings ausgeblendet. Stattdessen erhoben sie Smiths »unsichtbare Hand« zu einem universellen normativen Prinzip.

FÜR HAYEK IST DER FREIE WETTBEWERB ein »Entdeckungsverfahren« – ein wesentlich offener Prozess, dessen Verlauf nicht im Voraus bestimmt werden kann. Er geht dabei von der These aus, dass der einzelne wirtschaftliche Akteur nur einen begrenzten Wissenshorizont hat. Nur der Wettbewerb kann dieses Problem lösen, indem er das Wissen aller Marktteilnehmer einbezieht. Der Marktmechanismus übernimmt nämlich die Allokation oder Zuteilung knapper Ressourcen. Mit anderen Worten: Der Markt sorgt dafür, dass genau jene Güter produziert werden, für die auch eine Nachfrage besteht. Kein Akteur weiß im Vorhinein, ob er seine Ziele erreichen kann. Aber diese Unsicherheit ist kein Problem, sondern sogar die notwendige Voraussetzung dafür, dass der Wettbewerb funktioniert – und eine »spontane Ordnung« entstehen kann.

Der Markt ist für Hayek nicht einfach nur eine effiziente ökonomische Organisationsform, sondern vielmehr ein universelles Ordnungsprinzip, eine Art genialer evolutionärer Algorithmus, der vorhandene Wissensressourcen optimal nutzt – und letztlich das bestmögliche Ergebnis produziert. Nach Hayeks Auffassung besitzt der Mensch gar nicht die Erkenntnisfähigkeit, um sich eine komplexe soziale Ordnung auszudenken. Wirtschaft und Gesellschaft lassen sich nicht bewusst und zielorientiert gestalten. Utopische Entwürfe müssen deshalb zwangsläufig scheitern.

Hayek wendet sich gegen einen »falschen Individualismus«, der alles verstehen und durchdringen will, der zu Selbstüberschätzung und Machbarkeitswahn neigt, statt die eigenen Grenzen zu akzeptieren. Wahrer Individualismus hingegen heißt, sich demütig den anonymen Marktprozessen zu unterwerfen, durch die jeder Einzelne zum großen Ganzen beiträgt – und die ohnehin die Erkenntnisfähigkeit des Individuums übersteigen. Dieser Individualismus glaubt nach Hayek nicht an das Gute im Menschen, er hängt keinen unrealistischen Utopien nach. Im Bewusstsein der eigenen Beschränktheit verfolgt er einfach nur ganz bescheiden sein Eigeninteresse. Schließlich kann jedes Individuum nur von seinen eigenen Bedürfnissen ausgehen. Und es kennt eben nur seinen eigenen kleinen Teil der Welt. Gemeint ist also nicht brutaler Egoismus, vielmehr geht es um die Einsicht, dass jeder von uns selbst am besten weiß, was gut und wichtig für ihn ist. Das Modell des »Homo oeconomicus«, der nur streng rational seinen Nutzen maximiert, lehnte Hayek sogar ab.

EIN INDIVIDUUM ZU SEIN, das heißt für Hayek vielmehr, den Regeln des Marktes zu folgen. Zu den fundamentalen Regeln des Marktes gehört jedoch auch jene, keinen Zwang auf andere auszuüben. Das erlegt uns nach Hayek aber »die Verpflichtung auf, die Resultate des Marktes auch dann zu akzeptieren, wenn er sich gegen uns wendet«.

Soziale Gerechtigkeit ist für Hayek schlicht eine »Fata Morgana«, eine Illusion. Dabei bestreitet er keineswegs, dass der Markt ökonomische Ungleichheit hervorbringt. Doch der Markt ist eben ein undurchschaubarer, nicht vorhersagbarer Suchprozess – und daher kann er seinem Wesen nach weder gerecht noch ungerecht sein. Wer dies dennoch behauptet, begeht nach Hayek einen Kategorienfehler. Solange niemand zu etwas gezwungen wird, ist das Ergebnis des Wettbewerbs zu akzeptieren. Markt und Freiheit hängen deshalb untrennbar zusammen. Freiheit bedeutet für Hayek die Abwesenheit von Zwang. Unter Zwang versteht er, dass Handlungen einem fremden Willen unterworfen werden. Der Wert der Freiheit beruht letztlich auf dem begrenzten Wissen des Individuums. Wir kennen eben nicht alle Faktoren, von denen es abhängt, ob wir unsere Ziele erreichen. Freiheit schafft Raum für das Unvorhersehbare. Würden wir alles wissen, bräuchten wir auch keine Freiheit.

Zwang ist schlecht, weil er eine Person daran hindert, ihre Potenziale zu entfalten und damit zur Gemeinschaft beizutragen. Kein Zwang liegt hingegen vor, wenn jemandem bestimmte Vorteile vorenthalten werden. Wer einen schlecht bezahlten Job annehmen muss, um nicht zu verhungern, unterliegt nach Hayek keinem Zwang. Dieser »negative« Freiheitsbegriff – also die Abwesenheit von Einschränkungen – ist für das neoliberale Denken wesentlich.

Wirtschaftliche Freiheit bedeutet, dass ökonomische Akteure frei sind zu produzieren, zu kaufen oder zu verkaufen. Ohne wirtschaftliche Freiheit gibt es auch keine politische Freiheit. Nur wenn wir uns den Gesetzen des Marktes unterwerfen, können wir unsere Freiheit als Individuum realisieren. Das ist vielleicht die philosophische Kernthese des Neoliberalismus. Wer den Neoliberalismus substanziell angreifen will, muss diesen Freiheitsbegriff kritisieren. Das Marktprinzip selbst, so betonen seine Befürworter, ist >

LEKTÜRE

Thomas Biebricher
NEOLIBERALISMUS: ZUR EINFÜHRUNG
Junius, 2012
Historischer Exkurs in die Begriffsgeschichte des Neoliberalismus

Christoph Butterwegge, Bettina Lösch, Ralf Ptak
KRITIK DES NEOLIBERALISMUS
VS Verlag, 2007
Kritische Einführung in die ökonomischen Grundlagen und verschiedenen Denkschulen des Neoliberalismus

Friedrich August von Hayek
DIE VERFASSUNG DER FREIHEIT
Mohr Siebeck, 2005
Hayeks Lebenswerk über die Einschränkung staatlicher Handlungsmöglichkeiten zum Schutze des Individuums

amoralisch. Solange es sich rechnet, akzeptiert es jedes Verhalten – und insofern fördert der Markt die individuelle Freiheit. Die Menschen sind eben verschieden. Der eine kauft Philosophiezeitschriften, der andere mag Groschenromane. Der Markt macht keine Vorschriften, er sagt nicht, was besser oder schlechter ist, er schließt niemanden aus – allerdings nur, solange er zahlen kann. Wer kein Geld hat, kann seine individuelle Freiheit eben nicht realisieren, auch wenn er von niemandem zu etwas gezwungen wird. Das heißt allerdings noch nicht, dass das Marktprinzip grundsätzlich nicht funktioniert, sondern nur, dass es zu Ungerechtigkeit führen kann. Die Neoliberalen in der Tradition von Hayek haben das Individuum dem Marktprinzip geopfert, insofern sind sie eigentlich illiberal. Sie haben die Freiheit in den Dienst der Ökonomie gestellt, insofern haben ihre Ideen einen totalitären Zug.

Im Neoliberalismus steckt aber vielleicht auch eine wichtige Einsicht: Menschen wissen nicht alles – und schon gar nicht weiß es der Staat. Insofern müssen wir uns tatsächlich gegen staatliche Bevormundung wehren, wenn auch aus anderen Gründen, als die Neoliberalen behaupten. Der ultimative Sinn von Freiheit besteht nicht darin, die Entfaltung des Marktes zu fördern, sondern jene des Individuums. Und das erfordert in bestimmten Fällen eben auch, das Individuum vor dem Markt zu schützen. Der amerikanische Philosoph Michael Sandel mag recht haben mit seiner These, dass der Markt moralische Werte korrumpiert. Eine Freundschaft, für die man bezahlen müsste, wäre wohl nichts mehr wert. Allerdings fragt sich, wer am Ende bestimmt, was die richtigen, die wahren Werte sind. Die Neoliberalismus-Debatte läuft deshalb hinaus auf eine Frage nach Demokratie. Man kann den Erfolg des Marktprinzips in einem bestimmten Rahmen durchaus anerkennen. Aber das gilt erst recht für das Prinzip Demokratie. Insofern besteht die richtige Antwort auf den Neoliberalismus nicht darin, das Marktprinzip abzulehnen, sondern darin, die demokratische Kontrolle über Wirtschaft und Gesellschaft zurückzugewinnen. Und das wiederum kann nur heißen, Demokratie, Freiheit und Markt zusammen zu denken, statt sie gegeneinander auszuspielen.

Eine Stärke des neoliberalen Paradigmas, so meint der britische Politikwissenschaftler und Neoliberalismus-Kritiker Colin Crouch, liegt in seiner Flexibilität, also in der Fähigkeit, auf neue Herausforderungen zu reagieren. Man kann neoliberale Ideen mit anderen politischen Ansätzen verbinden. Man kann Fehlentwicklungen korrigieren, wie das jetzt ansatzweise im Banken- und Finanzbereich geschieht. »Wir können eben nie wissen, ob ein bestimmtes System alle Probleme zu lösen vermag«, schreibt Crouch. Die richtige Konsequenz kann nur lauten: Es gibt immer eine Alternative. ■